

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG



Technik: Wie sich alles wandelt

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

„Schritt halten mit der Technik“ lautet die Zauberformel in vielen Betrieben, damit die Konkurrenzfähigkeit erhalten bleibt. Diese Anforderung trifft auf die technische Ausstattung in der eigenen häuslichen Umgebung mindestens genauso zu.

Wie viel sich im Lauf eines Lebens tatsächlich ändert, merken wir am Telefon: Zunächst mussten Gespräche in wenigen Stationen angemeldet werden, bevor Verbindungen „gesteckt“ wurden. Dann gab es die

ersten Anschlüsse in der Nachbarschaft – die von neu gewonnenen Freunden gern mit genutzt wurden.

Heute wird auf Schritt und Tritt überall telefoniert... wirklich? Wohl eher kommuniziert. Denn der Austausch von Worten via telefonischer Fernübertragung ist nur noch eine von vielen Optionen: Chatten, simsens, skypen, what's appen. Na denn: Hör mal'n beten to!

Ihre Redaktion

„Nachts ging das Telefon ...“ (50er Jahre bis heute)

„und ich wusste schon: Das kannst nur du sein!“, heißt es in einem alten Schlager. Verzeihlich wär's wohl, wenn da mitten in der Nacht eine liebe Freundin anriefe oder ein lieber Freund. Aber die rufen bei Tage an!

Wenn nun aber jemand, der mit seinem Anruf meine Nachtruhe störte, ein erschrockenes „Oh, Entschuldigung – ich hab' mich verwhählt!“ ausruft, nachdem ich mich gemeldet habe, kann ich dem auch verzeihen. Nicht aber, wenn ich in der Leitung nur jemanden atmen höre und nichts weiter! Das ist unheimlich, das gehört sich nicht.

„Gib mir einen Kuss durchs Telefon ...“, so beginnt ein anderer Schlager aus der Zeit, da alle Telefone eine Hör- und eine Sprechmuschel hatten. Das war richtig schön muggelig! *Gib mir einen Kuss durchs Handy?* Die Idee klingt fast pervers. Mit Handys macht man Selfies! Das konnte das gute alte Telefon leider nicht.

Unser erstes Telefon bekamen wir Ende der 50er Jahre; es war weiß oder vielmehr ein wenig elfenbeinfarben – natürlich gegen Aufpreis: Man war ja modern, und schwarze Telefone waren out.

Es hatte einen Mithörer in Form einer Muschel, die man sich übers Ohr hängte. Auch dieser Zusatz kostete Monat für Monat eine kleine Extragebühr. Ich glaube, die habe ich noch bezahlt, als wir das Ding längst nicht mehr hatten. Die Post muss sich

an solchen Extras dumm und dösing verdient haben. Es war ja nicht möglich damals – dank Post-Monopol –, dergleichen irgendwo zu kaufen.

Wenig später besaß ich ein erstes Tonbandgerät (von *Telefunken*), natürlich mit „Stereo“. Da wir unsere kleine Wohnung gegen eine größere tauschen wollten und ich dies per Kleinanzeige im *Abendblatt* inseriert hatte, mit unserer Telefonnummer, versteht sich, erwartete und bekam ich am Sonnabend etliche Anrufe von Interessenten. Im Gegensatz zu mir musste meine Frau samstags noch arbeiten. Also zeichnete ich die Telefonate mithilfe des Tonbandgerätes auf.

Unbehaglich sind mir bis heute die sogenannten Anrufbeantworter. „Bitte sprechen Sie nach dem Piepton!“ Daran habe ich mich zwar gewöhnt, nicht aber an die mehr oder minder originellen Ansagen, bei denen es häufig heißt: „Leider sind wir im Moment nicht zu Hause oder anderweitig beschäftigt.“ Anderweitig? Was soll das denn heißen? Mein Anruf ist wichtig! Wie bitte? Das soll ein Warn-Hinweis an Einbrecher sein? Aha. Verstehe.

Und dann: die Warteschleifen. „Wenn Sie Privatpatient sind, drücken Sie bitte die Eins.“ Nein, bin ich nicht. „Bitte haben Sie noch einen Augenblick Geduld.“ (Dudelmusik.) „Sie werden gleich weitergeleitet.“ (Dudelmusik.) Oder: „Der nächs-

te freie Platz ...“ (usw., Dudelmusik.) Spätestens beim dritten Mal gebe ich auf.

Noch schlimmer sind sogenannte Servicenummern, bei denen du von einer Fachkraft zur nächsten weitergereicht wirst. Mir ist es passiert, dass ich nach fünf Stationen wieder bei dem ursprünglichen Experten gelandet bin. Da war ich mit den Nerven zu Fuß.

Apropos Nerven: Als ich noch berufstätig war, haben mein Kollege und ich per Hausapparat zeitgleich zwei Mitarbeiter angerufen, die einander spinnefeind waren. Es passierte, was wir geahnt hatten: Jeder der beiden behauptete, der andere habe ihn angerufen und nicht umgekehrt. Sie gerieten sich über die Frage nach dem Warum fürchterlich in die Haare, und wir – hatten die Hörer nebeneinander liegen und hörten zu.

Ein Lieferant, mit dem ich damals zu tun hatte, war drei Monate lang in den USA gewesen und sprach, zurückgekehrt, mit entsprechendem Ak-

zent. Ich fragte ihn, ob er Malesche mit den Zähnen habe. Dieser Mensch versuchte wenig später, und zwar lange bevor es Handys gab, mich erneut zu beeindrucken, als er von unterwegs anrief mit den einleitenden Worten: „Moment, ich muss mal kurz rechts ranfahren, ich spreche nämlich vom Autotelefon aus.“

Ach, was waren das früher doch für Zeiten! Wie gern höre und sehe ich heute noch, wenn in alten Krimis die Wählscheibe eines Telefons (siehe Foto unten) bedient wird – allein das Geräusch, wenn sie zurückläuft!

Telefonzellen hatten damals noch richtige Türen! Und es lagen dort sogar Telefonbücher aus, wenngleich zumeist reichlich zerknittert oder zerrissen. Allerdings musstest du ganz stark sein, wenn du ein längeres Gespräch führen wolltest, denn es stank in den Zellen fürchterlich nach Nikotin. Dafür konntest du aber für 20 Pfennige ein stundenlanges Ortsgespräch führen!

„Fasse Dich kurz!“? Von wegen.

Ekel Alfred hat uns im Fernsehen gezeigt, wie man's macht.

Und übrigens: Ein Telefon ohne Schnur funktioniert überhaupt nicht, das ist ja wohl klar ...

Wie bitte? Moment, ich muss Schluss machen:

Mein Handy vibriert.

Claus Günther



So sah es aus: Telefon mit Schnur und Wählscheibe (li.)

„Telefon? Was ist ein Telefon?“

(heute)

Nadine Daxl (23) studiert Gerontologie und hat von August bis Anfang Oktober 2015 ein Praktikum im Seniorenbüro absolviert. Wir haben sie zu ihrem „Umgang mit Kommunikationstechnik“ interviewt.

ZZM: Welche technischen Hilfsmittel (Hardware, Software) nutzt Deine Generation?

N. Daxl: Ich benutze regelmäßig meinen Laptop und mein Smartphone. In meiner Generation werden aber noch Tablets und diverse neuere technischer Hilfsmittel genutzt. Das Wichtigste aber: Alle müssen einen Internetzugang haben!

Mittlerweile arbeiten wir mit Apps (Anwendungssoftware für mobile Geräte), um Spiele zu spielen, um Nachrichten zu lesen, Musik zu hören oder mit Hilfe einer Karten-App uns den Weg in einer fremden Stadt navigieren zu lassen.

ZZM: Worüber schreibt und kommuniziert ihr?

N. Daxl: Über aktuelle Themen, die die Universität betreffen. Aber es findet vor allem ein allgemeiner Austausch mit Freunden und der Familie statt, die nicht in der Nähe wohnen.

Es wird demnach mehr „geschrieben“ über einem Messenger (App) auf dem Handy als jeden Tag zu telefonieren. Antworten schreiben kann zu jeder Zeit an jedem Ort erfolgen, Telefonieren geht nicht überall.



ZZM: Geschieht dies beruflich (fürs Studium) oder mehr privat?

N. Daxl: Beides, es erfolgt aber eher ein Austausch im privaten Bereich. Für das Studium werden Dozenten direkt angesprochen oder das Anliegen per Email geklärt.

ZZM: Gibt's eine eigene Sprache für schnelle Kommunikation?

N. Daxl: Nein, es werden lediglich Wörter ab und an abgekürzt, um „noch schneller“ eine Antwort abschicken zu können.

ZZM: Wie wichtig ist Dir bei schneller Kommunikation Rechtschreibung?

Rechtschreibung ist mir sehr wichtig. Ich mag es nicht, wenn Satzzeichen fehlen oder die Groß- und Kleinschreibung nicht beachtet wird. Dass ein Wort falsch geschrieben wird, ist aufgrund der Autokorrektur fast unmöglich.

ZZM: Nadine, vielen Dank für den Überblick!

Zappenduster

(1946/47 und heute)

Stell Dir vor, der Strom fällt aus und Du bekommst kein Netz und das vielleicht vier Wochen lang nicht. Oder länger.

In diesem Jahr ist der November unverhältnismäßig warm. Also stelle ich tagsüber die Heizung ab und gegen Abend wieder an. Fünf Minuten später ist sie kochend heiß.

Ich liebe diese Art der städtischen Fernheizung. Gerade jetzt, wenn es mal warm, mal kalt ist. Am Heizkörper den Temperaturknopf auf- oder zudrehen – jederzeit zu jeder Stunde.

Nie frieren oder schwitzen, wunderbar. Und genauso habe ich heißes, warmes oder kaltes Wasser aus dem Hahn, wie es mir beliebt. Ist doch nichts Besonderes. „Gäh“, werden Sie vielleicht denken.

Aber in diesen Zeiten unseres unruhigen Jahres 2015 muss ich dann immer wieder beim Anblick der zerstörten Städte im vorderen Orient an unsere Wohnung in Berlin 1945 denken.

Und den eiskalten Winter 1946/47.

Theoretisch war alles vorhanden genauso wie heute: die Heizkörper für Fernwärme und die Armaturen für heißes und kaltes Wasser. Aber die Kraftwerke und die Zuleitungen waren zerstört, zugebombt. Zwar irgendwo, weit weg von unserer Wohnung. Aber die Auswirkungen bekamen wir zu spüren. Nichts funktionierte mehr: Keine Fernheizung, kein warmes Wasser.

Häufig gab es überhaupt kein Was-

ser damals. Stattdessen mussten wir Eimer voller Wasser schleppen von den Hydranten an den Straßenrändern, drei Querstraßen weiter, immer in Angst vor den Tieffliegern. Irgendwann gab es dann stundenweise wieder fließendes Wasser.

Genauso verhielt es sich mit dem Strom. Die Elektrizitätswerke waren außer Kraft gesetzt. Zerbombt.

Nach Sonnenuntergang kein Licht mehr! Einen Elektroherd oder Kühlschrank kannten wir noch nicht.

So frage ich mich heute, wie würden wir heute damit klar kommen? Wir, die wir von der Stromversorgung so abhängig sind wie das Ungeborene von der Nabelschnur?

Spielen wir es doch einmal nur mit der Wohnung durch: Abends gibt es kein Licht, in allen Räumen ohne Fenster, wie in meinen Bad zum Beispiel, herrscht 24 Stunden lang gährende Dunkelheit.

Kochen oder backen mit dem Elektroherd: Pustekuchen. Kühl- und Gefrierschrank tauen ab, das Bügeln bleibt eine hübsche Erinnerung. Duschen vielleicht, so es denn überhaupt Wasser gibt. Aber dieses Wasser ist kalt.

Die wunderbare Nachkriegserfindung der elektrischen Waschmaschine wird zum Totalausfall. Gewaschen wird nun per Hand, die Wäsche wird auf dem Herd gekocht ... so man denn irgendwo noch einen Kohleherd ergattern kann.

Akkus lade sich nicht mehr auf. Die Steckdosen sind tot, also auch kein Computer, kein Smartphone, kein skypen. Kein Fernsehen oder Radiohören ist mehr möglich, wenn auch die letzten Batterien leer sind.

Könnte, sollte, müsste uns so etwas noch einmal passieren? Als Zehnjährige kannte ich es nicht anders. Vieles war ja auch noch gar nicht erfunden.

Sind wir wieder im Krieg?

Ich weiß nur: In meinem Haus in der Brüderstraße aus dem 19. Jahrhundert gibt es noch einen Trockenboden. Der wird sogar von den Hausbewohnern genutzt. Der Anblick der aufgehängten Handtücher beruhigt mich immer. Irgendwie werden wir auch diesmal durchkommen.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

Unser erster E-Herd

(1950, 1955, 1975)

1950, nach fünfjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft, war ich endlich wieder in Hamburg. Aber das „Zuhause“ sah erbärmlich aus. Mein Stiefvater hatte in einem ausgebombten Haus, in dem es noch Etagen gab, eine provisorische Wohnung eingerichtet. Drei Geschwister und die Eltern in zweieinhalb Zimmern, das ging auf die Dauer nicht.

Vom Wohnungsamt wurde mir ein kleines Zimmer zur Untermiete angewiesen. Aber 1959 erhielten wir, meine Frau, mein vierjähriger Sohn und ich, eine schöne Neubauwohnung per LAG-Schein (Lastenausgleichsgesetz) zugewiesen. So etwas bekam man erst, wenn die Höchstbewertung mit 85 Punkten vermerkt war. Ich hatte diese Punktzahl.

Zweieinhalb Zimmer mit Bad und Küche, das war für mich ein paradiesischer Zustand. Die Zimmerwände waren zwar nur mit Farbmuster abgerollt, aber wir hatten Gasheizung im Bad und einen Gasherd in der Küche.

Auch zwei Kachelöfen gab es in den Zimmern.

Nun hieß es Küchenmöbel kaufen, ein Bett im Schlafzimmer hatten wir schon. Ein wenig Geld hatten wir gespart. Aber die Miete betrug DM 102,50 im Monat, und ich hatte nur einen Verdienst von DM 50,00 pro Woche.

Was tun? Wir gingen zur Warenkreditgesellschaft und beantragten ein Gutscheinheft. Für DM 300 konnte man Waren in Geschäften erstehen, die dieser Gesellschaft angeschlossen waren. Ein Schild stand dort im Fenster mit der Aufschrift: „WKG“. Bevor man den Kredit bekam, musste belegt werden, dass der Bewerber im regelmäßigen und ungekündigten Arbeitsverhältnis stand.

Wir kauften dann einen Küchenschrank, einen Tisch und vier Stühle. Als ich die umdrehte, sah ich einen Vermerk: „VEB Möbelkombinat Brand-Erbisdorf.“ Westdeutsche Betriebe bezogen gern Artikel „von drü-

ben“, aus der DDR. Sie machten wohl gute Profite, denn dort wurde „viel in den Westen“ verkauft. Trotz der dortigen „Mangelware“.

Den WKG-Kredit musste ich mit 20 Mark pro Monat zurückzahlen. Das war schon eine schwere finanzielle Belastung in der damaligen Zeit.

Unsere Küche war aber schön warm, denn wir hatten ja auch noch den Kohleherd. Der musste angeheizt werden mit kleinen Holzstäbchen, die man beim Kaufmann bekam. Da gab es auch die sogenannten „Brikozit-Tabletten“, auch zum Anzünden. Allerdings musste jemand vorher das warme Bett verlassen, um den Ofen in Gang zu bringen.

Meistens machte das meine Frau, denn ich stellte mich fest schlafend.

Kohlen, Koks oder Briketts waren nötig, und alles wurde aus dem Keller mit Eimern in die 2. Etage geschleppt. Die Asche musste später wieder runtergebracht werden. Jeden Tag also Knochenarbeit.

Auf dem Kohlenherd befanden sich verschieden große, eiserne Ringe. Je nachdem, wie groß der Kochtopf war, mussten sie reingelegt oder abgenommen werden.

Und schön war es auch nicht, wenn der Aschenstaub aufwirbelte. Alles war dreckig, und da wir noch keinen

Staubsauger hatten, gingen die Frauen nach unten, um die Teppiche, die über eine Haltestange gelegt wurden, zu „klopfen.“ Den alten geflochtenen Ausklopfer haben wir heute noch.

Es war tagsüber überall ein heftiges Klopfen zu hören. So wurde durch Hausordnungen das Teppichklopfen streng geregelt. Zwischen 13 und 15 Uhr war dies wegen der Mittagsruhe verboten. Übrigens hieß es noch vor dem Krieg zwischen 1 und 3 Uhr mittags, denn die Uhrzeitregelung ab 13 bis 24 Uhr gab es noch nicht.

Richtig froh waren wir aber, als Kachelöfen und Kohleherde durch E-Heizungen ersetzt wurden. Ab 1975 war es bei uns auch warm und sauber.

Doch auch jetzt gab es Unstimmigkeiten. Weil wir in der zweiten Etage wohnten, verliefen die warmen Heizrohre durch die unteren Wohnungen zu uns. Die brauchten nicht zu heizen und damit nicht zu bezahlen. Sie hatten es trotzdem schön warm.

Wir bewohnten eine Nordwestecke und bezahlten die doppelten Heizkosten. Erst als Wärme-Isolierung eingebaut wurde, ist es besser geworden.

Wir hatten also einen schönen E-Herd, und weil die Rollenverteilung auch anders wurde, sollte auch ich kochen. Manchmal tat ich das dann.

Günter Lucks

Erich Kästner, 1899-1974, in Dresden aufgewachsen, über seine Kindheit und Jugend: „Mein Vorgarten war der Hinterhof und die Teppichstange war mein Lindenbaum.“ (Zitat aus: „*Als ich ein kleiner Junge war*“). Und darin weiter: „(...) kein Grund zum Weinen. Höfe und Teppichstangen sind etwas sehr Schönes.“

„Vorkriegsware“ aus den 20er und 30er Jahren

Wer sind wir? Wer waren wir? Ausgeburten? Nein, **Hausgeburten!** Also sicher nicht so steril wie heutzutage. Dafür waren wir aber unempfindlich gegen Keime. Mussten wir auch! Sonst hätten die Kinderkrankheiten uns umgebracht. **Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten** – alles haben wir problemlos überstanden (die meisten jedenfalls). Unsere Keime hießen übrigens **Bakterien**; die putzigen kleinen **Viren** waren noch gar nicht erfunden ... Äh, gefunden? Sag ich doch.

Pampers gab es noch nicht. Wir wurden in Stoffwindeln eingewickelt, sofern es im Krieg überhaupt welche gab. Diese Windeln wurden per Hand gewaschen (nach vorheriger Entsorgung der Klüten); eine **Waschmaschine** kannten unsere Mütter nicht. Einerseits war das beschissen, andererseits umweltfreundlich, denn die Windeln wurden ja wieder verwendet, und wenn das Baby größer und fetter wurde, hat man die Zipfel der Windel mit Sicherheitsnadeln verbunden.

Wir gingen in den **Kindergarten** statt in die **Kita**, wir hatten **Etagenklos** für mehrere Familien oder **Plumpsklos** mit Herz in der Tür sowie **Pisspötte** aus Emaille. Der **Krämer** an der Ecke hatte **Kolonialwaren**, und Kinder kriegten was „zu“. Die **Maus** war im Stall oder im Keller, sie lief weg oder in die Falle, war nicht beleuchtet, hatte kein Rädchen, funktionierte nicht per Funk und lag

nicht gut in der Hand.

Wir hatten und haben **Tablets** – was **Tablets** sind, weiß mancher heute noch nicht. Wir kannten **Pferdeäpfel, Laternenanzünder, rußbeschmutzte Schornsteinfeger** turnusmäßig auf jedem Hausdach; wir hatten **Lebertran, Wundertüten** und **Bleisoldaten, Knickerbocker, Höhensonne, Röhrenradios** mit „Nachrichten des drahtlosen Dienstes“ und später **Schwarz-weiß-Fernseher ohne Fernbedienung**: Man ging ans Gerät, um einen anderen Sender einzustellen und war froh, dass es überhaupt schon drei Sender gab. **Tonband** und **Plattenspieler** waren das Nonplusultra der Technik, und ein **Kofferradio** das Allermodernste. Dies alles funktionierte bei uns brutal normal, nämlich **analog** statt **digital**.

Wir wurden **Ostern eingeschult** wie Generationen vor uns, wir lernten das Abc auf der **Schiefertafel**, hatten **Schwamm** und **Tafellappen**, schrieben mit kratzendem Griffel, später mit klecksendem Tintenfederhalter. Wir ahnten nichts von der „Ganzwortmethode“, trennten aber richtig: Ur-Instinkt statt Urin-stinkt. Wir lernten eine Menge, auch ohne **Mengenlehre**; das Kopfrechnen wurde uns notfalls mit dem Rohrstock eingebläut.

Erwachsene waren für uns Rrrrespektspersonen. Vor denen zog man den Hut. Oder die Mütze. Mach-

te einen **Diener**. Oder 'nen **Knicks**. Man gab ihnen „das gute Händchen“ zur Begrüßung und stand für sie auf, in der Straßenbahn. Man antwortete nur, wenn man gefragt wurde, redete wenig, und bei Tisch sowieso nicht. Anspruch auf **Taschengeld**? Dass ich nicht lache!

Damals kam in Mode, alles einzupacken. Aber „gute Butter“ gab es in hölzernen Fässern, und Milch wurde aus großen Metallkannen in das mitgebrachte Gefäß gefüllt. Getränke in **Wegwerfdosen** gab es überhaupt nicht, Milch oder Saft in Tüten sowieso nicht. Das Obst hatte noch „Stellen“ und richtige Maden, es sah weniger schön aus als heute, aber dafür konntest du die Schale mitessen; es war nicht giftig und schmeckte super, stimmt's? *„Esst mehr Obst, und ihr bleibt gesund!“*

Lohn oder Gehalt gab's in der **Lohntüte**, auswärts gegessen wurde höchstes mal in der **Fischbratküche**; **Imbissbuden** kannten wir nicht, geschweige **McDonalds**, **Burger-King**, **Döner-Bude**, **Snack-Bar** oder **Pizza-ecke**.

Der **Fischmann** klingelte in kleineren Straßen einmal in der Woche, dann konnte man Frischfisch an seinem Wagen kaufen. **Parkplatzsorgen** kannten wir nicht, wir hatten noch **kein Auto**. Wir Kinder spielten auf der „großen Straße“ **Fußball**, **Hink-Mal**, **Verstecken** und **Kibbel-Kabbel** – wenn wirklich mal ein Auto kam, dann hupte es. Dass damals kein Auto **Sicherheitsgurte** besaß oder einen **Kindersitz**, ist ja wohl klar, von **Air-**

bag oder **Navi** ganz zu schweigen. Und **Automatik**? Was ist das denn?

Geraucht wurde immer und überall, sobald es nach dem Krieg wieder **Zigaretten** gab, sogar in der **Zigarettenspitze**, und zwar pur, ohne Filter, oder selbst gedreht, doch für Jugendliche **unter 18 war Rauchen verboten**.

Wenn wir „geil“ sagten, dann war das viel geiler als heute. Die Strumpfnähte an den Nylons der Damen saßen genau in der Mitte und gingen bis oben hin; und die Strumpfhalter und Strapse waren das Aufregendste überhaupt – man(n) sah ja oft „viel mehr Bein“ als heute, dank kurzer Kleider und Röcke anstelle von Hosen.

Farben von Kinderbetten und Holzbauklötzen enthielten **Blei** und **Cadmium**. **Fahrrad** fuhr man ohne Helm und ohne Gangschaltung, und das Loch im Reifen hast du selbst geflickt. **Schmalzbrot** machte nicht dick, **Fleisch** war gesund, denn Fleisch war „*ein Stück Lebenskraft*“ und unterwegs wurde reihum aus der Flasche getrunken, ohne dass jemand krank geworden ist. Als größeres Kind gingst du früh weg und kamst spät wieder – oft wussten die Eltern nicht, wo du warst. Die wenigsten hatten **Telefon** zu Hause (und wenn, dann mit Schnur und Wählscheibe), vom **Handy** war noch nicht die Rede. Ein **Datenverlust** entstand höchstens, wenn du dein Notizbuch verloren hast, und der einzige **Hacker** („Häcker“), den wir kannten, war der Specht.

Warst du verletzt, weil du dich drau-

ßen geprügelt hast oder hingefallen bist, dann hattest du selbst schuld, warum passt du nicht besser auf. Vor dreißig, vierzig Jahren hatten Heranwachsende weder ein **eigenes Fernsehgerät im Kinderzimmer**, noch ein **eigenes Handy** oder gar ein **eigenes Smartphone**, und auch keine **Jahreskarte fürs Fitness-Center**. Lernende, ob Schüler oder Studenten, saßen in Klassenräumen oder in Hörsälen. **Onlinekurse** gab es auch noch nicht.

Doch wenn die Entwicklung so weitergeht, braucht man eines fernen Tages vielleicht keine Schulen und keine Universitäten mehr – dank **Online**. Und damit zur Hauptsache, nämlich zu all dem, was wir Oldies von heute technisch verkraften mussten – die Beispielliste ist unvollständig: **CD, Fax-Gerät, Playstation, X-box-Spielkonsole, Nintendo, 200 Fernsender, 3D-LED-TV, HD plus,**

Satelliten-TV, Dolby-Surround-Sound, Video, DVD, Chip, App, Bits and Bytes, iPod, iPad, Smartphone, Fake Account, Flatrate, SMS, PC, Internet, Windows, Apple, Notebook, Scanner, Drucker, E-Book, Selfie, Facebook, WLAN, Google, Youtube, Amazon, ebay, Cloud, Drohne, Touchscreen ... *Hi-Hi-Hilfe!* – – – – Posten, twittern, simsen, surfen, sky-pen.

Tja, aber was kannten und was hatten wir denn überhaupt, früher? Wir hatten **FREUNDE!** Freunde, mit denen wir draußen gespielt haben! Zu denen sind wir einfach zu Fuß hingegangen und haben an der Tür geklingelt, ohne Termin; keiner hat uns hingebbracht oder abgeholt. Und wir liebten uns Zeit beim Spielen.

Denn: **Zeit – Zeit hatten wir genug.**

Claus Günther

Fire Section – Typistin der Royal Air Force (1946)

Im Februar 1946 wurde es Zeit, nach Kriegsende und achtmonatiger Haushaltshilfe bei meiner Mutter, wieder in meinem Beruf zu arbeiten.

Das Arbeitsamt Altona vermittelte mich zur Royal Air Force, Headquarters, weil ich in der Schule fünf Jahre Englisch gelernt hatte und englische Stenografie konnte.

Das H.Q. der RAF war in Blankenese untergebracht, wo vorher das Luftgaukommando XI residiert hatte, mei-

ne frühere vorgesetzte Dienststelle. Schon wieder „Luftfahrt“. Und eigentlich wollte ich doch von der Jugend an in die Schifffahrt! Aber was soll's.

Ich stellte mich im dortigen Labour Office vor, musste einen Fragebogen ausfüllen, den ein Colonel eingehend studierte.

„And you have never been in the BDM?“ fragte er streng. Nein, ich weiß auch nicht, wie meine Mutter es

zustande gebracht hatte, aber ich als Jahrgang 1923 war tatsächlich nicht im BDM gewesen. Ich wollte ja gern dort mitmachen – Lagerfeuer, zelten usw. – aber meine Mutter hat es einfach nicht erlaubt, und damals hörte man meist noch auf seine Eltern.

Nun wurde ich zur weiteren Prüfung zum Kommandanten der Lager-Feuerwehr geschickt, ein junger

Flight-Lieutenant, der mir ein kleines 12-zeiliges Memo diktierte. Ich tippte mein Steno ab und bekam den Brief mit knallroten Verschönerungen zurück – wie in der Schule. 13 Fehler!!

„Oh!“, meinte ich, nun würde er mich wohl nicht einstellen. Seine Antwort überraschte mich sehr „Doch, doch Sie sind die Erste, die sich hier vorstellt, die überhaupt verständliches Englisch schreiben kann, und die paar Worte lernen sie noch richtig.“

Am 1. März 1946, an meinem Geburtstag, fing ich bei der Feuerwehr an. Schwere Zeiten würden mir bevorstehen – dachte ich. Aber dann stellte ich bald fest, dass ich nur eine Art Prestige-Objekt für diesen Flight-Lieutenant war. Er wollte auch eine Sekretärin haben wie seine Kameraden. Außer einer wöchentlichen kurzen Meldung an die Kommandantur, dass kein Feuer stattgefunden hatte, bekam ich nichts zu schreiben.

Ich hatte nun viel Zeit, meine Eng-



lischkenntnisse aufzufrischen, viel zu lernen über fire extinguishers, tenders, fire hoses, foam usw. Und da man nicht den ganzen Tag lernen kann, stopfte ich nebenbei meiner Mutter und meine Strümpfe die halbe Wade hoch, strickte einen Pullover und eine Jacke und setzte mich zu einer langen Mittagspause in die Sonne.

Bis eines Tages das große Wunder geschah. Über Nacht war die Verpflegungsbaracke abgebrannt!

Unser Feuerwehrtrupp bestand aus einem deutschen Brandmeister, sechs deutschen Feuerwehrleuten und zwei englischen Soldaten, die noch ziemlich feucht hinter den Ohren waren, sich aber sehr wichtig vorkamen.

Unsere Feuerwehrleute empfingen mich an diesem Morgen nach dem großen Brand mit viel Hallo. Sie winkten mich in die Garage, denn hier stapelten sich phantastische Sachen. Angebrannte Apfelsinen – die hatte wir jahrelang nicht mehr gesehen – angeschmolzene Cadbury-

Schokoladen-Tafeln im 10er-Pack, zerbeulte Kaffee- und Teedosen und einiges mehr. Für die Engländer nun alles Rubbish zum Wegwerfen, für uns ausgehungerte Germans Dine, wie aus dem Schlaraffenland.

Die Sachen wurden an uns verteilt und selig zog ich mit angebrannten Apfelsinen, geschmolzenen Schoko-Block, Kaffee und Tee nach Hause.

Meine Mutter geriet ganz aus dem Häuschen, und noch am Abend wurde der Schoko-Block in einem großen Kochtopf geschmolzen, um das Stanio-papier herauszufischen.

Am nächsten Tag schrieb ich den großen Feuerbericht. Endlich mal 2 große DinA 4 Seiten voll, unser Lieutenant war sehr zufrieden, endlich stand er mal im Mittelpunkt.

Wie es zu dem Brand kam, wurde nicht festgestellt, aber unsere Feuer-



wehrleute munkelten von großen Fehlbeständen, die der englische Magazinleiter durch seine Tauschgeschäfte verursacht hatte und nicht mehr wegschummeln konnte. Das war einleuchtend, denn nachts spielten sich am Lagerzaun tolle Dinge ab.

Eines Morgens war meine schöne deutsche Ideal-Schreibmaschine weg! Unser Lieutenant knöpfte sich die deutschen Feuerwehrleute vor. Aber das waren alles ausgebuffte, alte Landser, mit Unschuldsmienen zuckten sie die Schultern. Ich war die „Leidtragende“, denn nun bekam ich so einen alten englischen Typewriter, wahrscheinlich aus dem 1. Weltkrieg, mit dem y oben und z unten. Ich musste also umlernen.

Das größte Drama spielte sich aber im Hauptgebäude des Headquarters ab. Eines Tages war der große Kopiertisch für Generalstabskarten samt dem dazugehörigen Kopiergerät verschwunden. Der diensthabende Offizier, der verantwortliche Sgt., die beiden deutschen Angestellten wurden vernommen. Ihr Name war Hase – sie wussten von nichts!

Die beiden Engländer wurden nach Berlin strafversetzt, die Deutschen rausgeschmissen, was diesen wahrscheinlich sehr recht war, denn sie sollen sich bald darauf selbstständig gemacht haben – als Fotografin in einem Trümmerkeller – und kopieren taten sie auch!

Nach dem großen Brand wurde es wieder still in der Feuerwehr. Mir wurde zu langweilig, und ich kündigte, wurde aber nicht entlassen, sondern zur Abt. P1 versetzt. Zu einer Gerichts-Abteilung, in der ich viel zu tun bekam, dort war es sehr interessant und ich lernte viel dazu.

Lore Büniger

Kein Seemannsgarn: Walfang in den 50er Jahren

Der Seemann Willy Schlatermund, mein Onkel, geboren in Hamburg-Wilhelmsburg, wurde Kapitän zur Luft und zur See. Er schipperte mehrmals um Kap Horn, wurde Flug-Kapitän und flog den Zeppelin 16-mal über den Ozean. Immer wenn er von einer Reise zurück kam, besuchte er uns in Wilhelmsburg in der Schönfelder Straße. Dort wohnten wir in einem bäuerlichen Haus meiner Urgroßtante, die ich einfach „Oma“ nannte.



Kapitän Willy Schlatermund auf einem Bild mit Widmung für seine Nichte Lisa Schomburg, 1944.

Oma kochte dann „Suer Supp“ auf Schinkenknochen, die aß Onkel Willy so gern. Ich mochte die Suppe nicht, mochte sie nicht mal riechen.

Onkel Willy war für mich etwas ganz Besonderes. Er erzählte von seinen vielen See- und Luftreisen. Er brachte Geschenke von den Indianern in Peru für meine Mutter mit.

Als er wieder einmal über den Ozean flog und eine Flotte von Walfängerschiffen von oben beobachtete, entschloss er sich, selbst Walfänger zu werden. So kam es dann auch irgendwann. Er wurde Harpunier und führte als Kapitän das Mutterschiff, von dem die Wale abgeschleppt wurden.

Der Walfang hat durch den griechischen Reeder Aristoteles Onassis Anfang der 1950er Jahre wieder Aufschwung gefunden. Onassis lernte Willy Schlatermund kennen und wollte ihn als Kapitän für seine Yacht Christina anwerben. Daran war Willy aber nicht interessiert. Die Walfängerei füllte ihn völlig aus. Er war vor und nach dem Kriege Walfänger.

Doch Onassis machte ihm ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte. So wechselte er über als Kapitän der Yacht „Christina“, die an der Riviera ihren Liegeplatz hatte. Von nun an musste er immer auf Abruf bereit sein und nach Griechenland schippern, wenn Onassis sein Schiff benötigte. Er lernte viele berühmte Filmschau-

spieler und Sängerinnen kennen, u. a. Maria Callas, und sein Leben veränderte sich. Er heiratete Margret, eine Schweizer Lehrerin, und zog mit ihr nach Hamburg-Schnelsen in den Königskinderweg.

Im hohen Alter verstarb mein Onkel Willy in der Senioren-Residenz Augustinum an der Elbe. Zu seiner Frau Margret, die inzwischen über 90 ist, habe ich gelegentlich Kontakt. Als ich sie kürzlich wegen des Walfangs kontaktierte, meinte sie, dass sie sehr viele Dokumente über den Walfang habe, auch Aufzeichnungen von Willy und viele Bilder.

Auch im Fernsehen hatte sie über ihren Seemann berichtet. Wenn also Zeitzeugen sich für dieses Thema interessieren, möchten sie sie doch einmal anrufen und einen Treffpunkt vereinbaren. Dies tat Kristina Forbat, die Zeitzeugen sucht für einen geplanten Dokumentarfilm für eine Arte/NDR-Ko-Produktion. Sie hat sich danach wieder mit Margret Schlatermund in Verbindung gesetzt. Margret hat mich zu sich im Juni diesen Jahres nach Hause eingeladen, um mit mir über das interessante Leben mit Willy sich zu unterhalten. Er war mein interessantester Onkel.

Noch einiges zum Walfang der früheren Zeit. Und etwas über das Leben der daheimgebliebenen Familie.

Auf der Insel Sylt war Keitum der wichtigste Punkt. Dort lebten die Walfänger. Der Nord- oder Grönlandwal wurde von kleinen Booten aus gefangen. Die Walfänger müssen sehr große und kräftige Männer gewesen

sein. Jedes Jahr, am 21. Februar, gab es das Biike-Brennen (traditionelles Volksfest in Nordfriesland). Danach starteten die Walfänger auf ihre große Tour, nachdem sie vorher ihr Testament machten, da sie nicht wussten, ob sie zurückkommen würden.

Die Walfänger verließen also Sylt im Februar und kehrten erst im Herbst zurück. Die Frauen bewirtschafteten die Häuser, versorgten Vieh und Garten und übernahmen die Verwaltung der Insel.

Die Mädchen wurden mit etwa 16 Jahren verheiratet. Sie bekamen die Kleider-Ausstattung der Mutter. Dazu gehörten sieben weite Unterröcke und ein Pelzmantel aus sieben Schaffellen. Die zarte 16-jährige in dieser ominösen Aufmachung wirkte enorm dick und rund. Sie wurde von Brauthebern auf den Hochzeits-(Leiter-)Wagen gehoben. Der Brautheber musste groß sein, um die Deern zu umfassen und hopp!, auf den Wagen. Manchmal hatte er nur die ganze Kledage auf den Wagen gesetzt, die Braut stand noch unten.

Keitum auf Sylt ist reich geworden durch den Walfang. Jens Uwe Lornsen, ein berühmter Walfänger, erlegte mehr als 380 Wale in seiner Fängerzeit. Zu Beginn der sechziger Jahre arbeiteten letztmals deutsche Walfänger auf einem niederländischen Schiff. Durch zu vieles Abschlagen gab es nicht mehr genügend Tiere.

Spruch von Sylt: Rüm Hart – klar Kimming (starkes Herz – klarer Horizont).

Lisa Schomburg

Wale – hochexplosiv!

1996

Whale Watching ist ja heute modern und dafür fährt man auf die Azoren oder nach Patagonien oder nach Grönland. Das ist verhältnismäßig teuer.

Billiger konnte ich es 1996 haben. Es war nicht eigentlich Whale Watching, aber es war doch etwas ganz Besonderes. Auf der dänischen Insel Römö waren zwei Wale gestrandet (siehe Foto). Die riesigen Kadaver lagen direkt am beliebtesten Badestrand der Insel und der Andrang der Schaulustigen war besonders groß.

Wir fuhrten und fahren häufiger nach Römö und natürlich waren wir auch mit unseren damals noch kleineren Kindern dort, Wale sieht man schließlich nicht alle Tage. Und in der Tat war ich schon erstaunt, wie groß solch ein Tier ist. Mehrere Meter lang. Kinder kletterten auf das tote Tier und sahen dabei durchaus winzig aus. Das Gelände war abgesperrt, aber das kümmerte niemanden, jeder musste natürlich so nahe an das Tier heran, wie es nur ging. Und anfassen, nur so, aus purer Neugier. Das Maul war offen, auch das sieht man nicht alle Tage, nicht einmal im Fernsehen. Später hörte ich, dass man das Skelett eines der Wale präparieren wollte für ein naturhistorisches Museum. So ist es auch geschehen.



Walfang früher, worüber Frau Schomburgs Beitrag berichtet, diente letztlich der Ernährung. Gestrandete Wale kann man nur beseitigen, und das musste dann auch recht zügig geschehen. Verwesung ist schlecht, und im übrigen besteht das Risiko, dass nach einigen Tagen solch ein gestrandeter Wal explodiert. Auch das ist vor einigen Jahren an der Nordseeküste passiert.

Gegessen habe ich aber Wal dennoch schon einmal. In den 1970ern war ich auf Island gewesen. Damals war dort der Walfang für die Ernährung der eigenen Bevölkerung noch erlaubt.

In Reykjavik wurde uns Reisetourneuren in einem Restaurant Walfleisch angeboten. Es schmeckte wie Kalbfleisch, von der „fischigen“ Ernährung des Tieres merkte man nichts. Solch eine Gelegenheit kommt nicht wieder – wenn man heute nicht gerade unter Eskimos im Norden Grönlands lebt.

Carsten Stern

Zeitzeugen im Dialog

Falsche Erinnerung: Ein ZEIT-Bericht

Die ZEIT bringt in ihrer Ausgabe vom 13. August 2015 – der 13. August ist ein markantes Datum für Erinnerung – einen langen Beitrag zum Thema Erinnern. Strafverfahren sind der Anlass für den Artikel – Sexualdelikte und Unfälle. Aber ebenso ist er gültig für das Erinnernkönnen von Zeitzeugen allgemein.

Der Artikel ist aufschlussreich und mahnt uns Zeitzeugen immer wieder zum Nachdenken.

Falsches und unvollständiges Erinnern ist das Thema, ohne dass der Erzählende selbst solches beabsichtigt. Wie funktioniert unser Gehirn eigentlich, wenn wir uns erinnern? Weiß man, wie man manipuliert wird, wie manipuliert man sich selbst? Man kann sich tatsächlich mit vielen Details „erinnern“ an Vorfälle, die man nie erlebt hat! Das ist dem Unterzeichner auch schon passiert.

Wir rufen „keine fixierte komplette Repräsentation des Geschehens ab. Wir reaktivieren vielmehr Fragmente und setzen daraus ein Bild zusammen. Und jedes dieser Bruchstücke kann richtig sein oder versetzt aus einem völlig anderen Zusammenhang stammen“ heißt es an einer Stelle des Zei-

tungsartikels. Wichtiges Anzeichen für eine „Pseudoerinnerung“ sei es, ein Geschehen Stück für Stück zu rekonstruieren und es gerade nicht zusammenhängend wiederzugeben. Und: echte Erinnerungen sind nicht notwendig daran zu erkennen, dass sie besonders detailreich wären. Auch die messbaren Gehirnaktivitäten machen überraschenderweise keinen Unterschied zwischen falscher und echter Erinnerung.

Mein Fazit:

Unsere Erinnerung ist kein Besuch der jedes Mal ewig gleichen Bildergalerie im Kopf. Sobald wir anfangen zu erzählen. Wir bestimmen jedes Mal selbst wieder neu, was wir tun: Wir lassen Bilder weg, wir fügen neue hinzu, wir hängen um, wir verändern das Licht, wir färben die Wand neu, manchmal hängen wir ein Bild dazu, das dort nicht hingehört. Seien wir als Zeitzeugen – wie wir es sind – also immer kritisch gegen uns selbst.

Quelle: Die ZEIT Nr. 33, 13.8.2015, Rubrik Wissen, Titel „Vergiss es“, Artikel „Fragile Spuren“.

Carsten Stern

Swingmusik im Michel

In der Krypta des Hamburger Michel fand am 16. Mai 2015 die 7. Gedenkfeier an die Swingszene 1933 bis

1945 und an Django Reinhardt im Besonderen statt. Es spielten der Sinto Tornado Rosenberg und Solisten; es sprachen der Schauspieler Rolf

Becker und der Zeitzeuge Peter Petersen (siehe Foto: Peter Petersen im Hamburger Michel).



Helene Lange-Gymnasium

Wilhelm Simonsohn, Hans-Günter Schmidt und ich waren schon zum dritten Mal im Helene Lange-Gymnasium. Es ist immer wieder eine Freude unter der klugen Organisation von Mrs. Fielding eine ihrer zehnten Klassen zu besuchen.

Es begrüßten uns wie die letzten beiden Male in dieser Klasse sehr höfliche, um unser Wohl besorgte 15- bis 16jährige junge Mädchen und junge Männer. Die Stühle waren im Halkreis um unseren „Präsidiumstisch“ gestellt.

Als alle saßen, ca. 20 weibliche und zehn männliche Schüler, konnten wir nach kurzer Einführung Ann Fieldings mit unserer Vorstellung beginnen. Es entwickelte sich schon anhand unserer Lebensläufe sehr schnell ein munteres Gespräch.

Die Vita und das Schicksal von Wilhelm Simonsohn und seinem Vater wurden hinterfragt. Genauso meine

ganz von Hitler beeinflusste erste Schulzeit und die Umerziehung danach durch Lehrer, die, aus der Emigration zurückgekehrt, rekrutiert wurden.

Die Bücherverbrennung und ihr tieferer Sinn kamen genauso zur Sprache wie unsere Entdeckung der „Weltliteraturen“ nach dem Krieg, dank der Amerikahäuser in meinem Fall.

Unsere Einstellung zu den Neonazis und das Für und Wider des Wiederauflebenlassens von Hitler

in Buch und Film wurden sehr kritisch und kundig diskutiert.

Die jetzt auftretende Flüchtlingsfrage und ihre Herausforderungen wurden ebenfalls thematisiert.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

Ann Fielding, Lehrerin der zehnten Klasse, leitete Aussagen ihrer Schülerinnen weiter:

„(...) Wilhelm Simonsohn erzählt spannend und humorvoll von seiner Kindheit und besonderen Erinnerungen aus dem Elternhaus oder der gesellschaftlichen Stimmung. Er beantwortet gerne unsere Fragen (...).

Auch Frau Schreib beschreibt Eindrücke, die sie als Kind während des Krieges gesammelt hat, sehr spannend und bildhaft.

Wir Schüler können uns in diese kaum vorstellbaren Zustände hineinversetzen! Wir bedanken uns ganz herzlich im Namen der Klasse 10b für ihren Besuch!“ *Lina und Leah*

Denken und Nichtdenken

Eine Theateraufführung zum Nationalsozialismus

Zeitzeuge Claus Günther führte vorweg ein Gespräch mit den Schülerinnen. Das Resultat (nach dem Stück „Vorführung zur Ratio“ von Heiner Winters):

Vor 70 Jahren wurden die Menschen, die den Holocaust in den Konzentrationslagern überlebten, befreit. Und mit ihrer Befreiung zeigte sich die unfassbare Dimension der Gräueltaten und die unermessliche Zahl an Morden, die die Nazis willkürlich und ohne jeden Grund verübten.

In dem Theaterstück, das der Hamburger Autor und Komponist Heiner Winters den Schülerinnen und Schülern zur Uraufführung zur Verfügung stellte, gehen sie der Frage nach, wie es überhaupt möglich war, dass solche Konzentrationslager gebaut wurden. Wer war daran beteiligt? Wer

waren die Ingenieure und Handwerker? Und wer hat dabei zugehört? Und warum hat eigentlich niemand genau nachgefragt?

Wertvolle Unterstützung erhielten die Schülerinnen und Schüler von dem Hamburger Zeitzeugenverein. Herr Günther, der die Zeit als Kind und Jugendlicher miterlebt hat, kam zu einem Interview in die Schule und diskutierte mit ihnen genau diese Fragen. Fragen, die in Anbetracht von Ausgrenzung und Intoleranz in unserer heutigen Gesellschaft immer noch aktuell sind.

Am 17.06.15 führten die Schülerinnen und Schüler das Stück der Schulföffentlichkeit vor. Am 14.07.15 führten sie es dann noch einmal vor ihrem Jahrgang auf, denn der gesamte Jahrgang hat sich in diesem Schuljahr mit dem Thema Nationalsozialismus beschäftigt.

Heike Hüasers, 14.07.15

Foto: Eva-Helen Thöle



Interkulturelles Erzählcafé auf dem Dulsberg

„Zuhören und Erzählen“ lautet das Motto des seit Sommer 2015 regelmäßig stattfindenden Dulsberger Erzählcafés. Mitglieder aus vier Nationen treffen sich, um gemeinsam eigene Erinnerungen zu vorab festgelegten Themen auszutauschen. Z. B.:

- ◇ Wie kam ich hierher und wie wurde ich heimisch?
- ◇ Was habe ich als Kind gespielt?
- ◇ Wie war mein erster Schultag?
- ◇ Wo verbringe ich gerne meine Freizeit?

Termin: Jeden letzten Freitag im Monat von 11.00-14.00 Uhr.

Ort: Im Seniorentreff Dulsberg, Dulsberg-Süd 12.

Anmeldung unter 0176-95497291 (Kathrin Fredebohm)

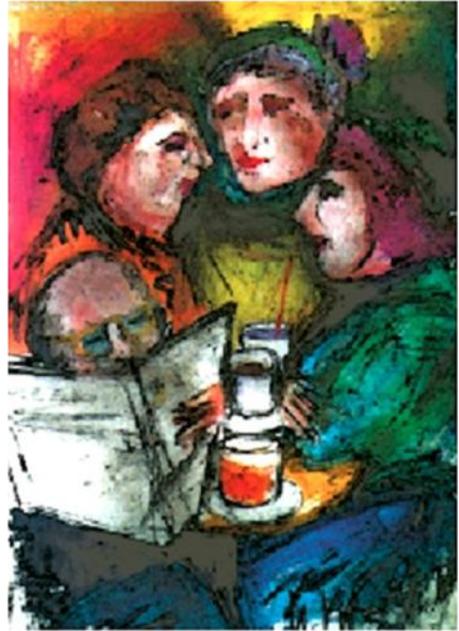


Bild von Hartmut-H. Genz

Memoro: Die Bank der Erinnerungen

Hamburger Zeitzeugen beteiligen sich am international angelegten Memoro-Projekt. Nikolai Schulz, München, betreut die deutsche Sektion des Internet-Datenbank-Projekts. Im Januar

2016 wird er uns besuchen und die norddeutschen Zeitzeugen werden die Einträge um ihre Erinnerungen bereichern. Reinschnuppern lohnt sich: <http://www.memoro.org/de-de/>

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Nadine Daxl, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingeborg Schreib-Wywiorski, Carsten Stern. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.

Seniorenbüro
ENGAGEMENTFÖRDERUNG IN HAMBURG
Hamburg e.V.

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 61): Redaktionsschluss: 5. April 2015

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben. Für Interessierte, Einsteiger und „alte Hasen“. Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

Gruppe Hamburg (City)

Leitung: Dr. Werner Hinze
 Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat, von **10.00-12.00 Uhr**, im Seniorenbüro, Brennerstr. 90.
 Januar 2016: Di., 05. + 19. 01.
 Februar 2016: Di., 02. + 16. 02.
 März 2016: Di., 01. + 15. 03.
 April 2016: Di., 05. + 19. 04.
 Mai 2016: Di., 03. + 17. 05.

Gruppe Quickborn

Leitung: F. Schukat, U. Neveling.
 Jeden 1. und 3. Do. im Monat, **10.00-12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengemeinde, Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter.
 Jeden 1. Freitag, **10.00-11.30 Uhr**. Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-Samusch-Str. 9.
 Tel. 04102- 21 15 15

Interkulturelles Erzählcafé

Leitung: Kathrin Fredebohm
 Jeden letzten Freitag im Monat, 11.-14.00 Uhr. Für Dulsberger und für Menschen mit Migrationshintergrund. Im Senioren Treff Dulsberg, Dulsberg-Süd 12.
 Tel. 040- 6965 8084

Gruppe Wedel

Leitung: Dorothea Snurawa
Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erdgeschoß, **10.00 – 12.00 Uhr**.
 Di., 12. Jan. 2016: „Spiele und Spielsachen in unserer Jugend“.
 Di., 12. April 2016: „Wie haben wir die Gründung der BRD 1949 erlebt?“
 Kontakt: Tel.: 04103-1895255.
www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden 2. Dienstag, **10.00 Uhr**, im DRK Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124. Infos: www.ewnor.de

Vierteljahrestreffen

„Wir lassen Bilder weg, wir fügen neue hinzu...“ schreibt Carsten Stern über „Falsche Erinnerungen“ (S. 16) von Zeitzeugen. Wahrnehmungen und Schilderungen verändern sich. Dazu mehr im März/ April 2016.

Kontakt

ZZB-Geschäftsstelle Hamburg
 Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A.
 Seniorenbüro Hamburg e.V.,
 Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
 Tel. 040 – 30 39 95 07
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
www.zeitzeugen-hamburg.de